Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 19

Artikel: Mira : ein Wort - ein Leben
Autor: Marti, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670734

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heimgehen wieder umgelegt. Die Ausgeh-Schürze wird selbstverständlich zum Arbeiten mit einer richtigen Feldschürze vertauscht.

Kurzum, die schweizerische Werktagstracht von heute hat alle Tugenden, die man sich nur wünschen kann, sie ist praktisch, schön und billig dazu. Aber über alle diese Vorzüge hinaus besitzt sie einen unschätzbar geistigen Wert: sie ist ein wirkliches Bekenntnis zur Heimat und zum Bauernstand! Wer immer sie trägt, bekundet Verständnis für das Landleben und darüber hinaus nationales Empfinden.

Und daher gehört die Tracht zum Anbauwerk unserer Tage wie das Tüpflein aufs i. Zum bäuerlichen Schaffen das bäuerliche Kleid! Hoffentlich sehen bald alle Bäuerinnen unseres Landes ein, daß sie in der Werktagstracht hundertmal schöner und würdiger angezogen sind als in einem alten, verschlissenen und abgeschossenen Kunstseidenlumpen, oder gar in einem stoffarmen, scheckigen Overall, der nicht einmal recht die Knie deckt. Ein wunderbarer Anblick bei dikken Frauen, die überdies Velo fahren!

Die Städterinnen aber, die helfend in die Dörfer ziehen, mögen eines bedenken: Wenn sie sich in Sitte und Kleidung dem Landvolke anpassen, wenn sie nicht durch auffallendes Gebaren zu einem Ärgernis werden, dann geht von einem Stand zum andern ein herzliches Einvernehmen, ein buchstäbliches „Stadt und Land mitenand!" Unsere Bauern haben nun einmal mit Recht an einer heuenden Studentin in Überhosen weniger Freude als an einer Helferin in Werktagstracht. Darum möge sich auch die auf dem Lande arbeitende Stadtbewohnerin wenn immer möglich für Anschaffung eines bäuerlichen Kleides entschließen. Es ist ein wertvolles Zugeständnis an den Nährstand unseres Volkes, dem allein wir es danken müssen, daß wir heute noch nicht Hunger leiden.

Auskunft über alle Trachtenfragen geben die kantonalen Trachtenberatungsstellen, vor allem auch die Beratungsstellen der schweizerischen Trachtenvereinigungen im „Heimathus" an der Uraniabrücke in Zürich.

Ruth Blum

Mira

Ein Wort — ein Leben

Verborgen hinter dicht gescharten Tannen halten sich die langgestreckten Gebäude eines Bades, dem heilkräftige Quellen allmählich Weltruf verschafft haben. Weit dehnt sich ringsum das schweigende Reich des Forstes. Ein Stück Schwarzwaldlandschaft ist's mitten im Herzen der Schweiz. Wer auf einem der sauber bekiesten Wege so lange lustwandelt, bis er aus dem Dämmerlicht der Bäume ins Freie tritt, in die helle Sonne, dem treten plötzlich mit Wucht und scheinbar zum Greifen nahe die eisgepanzerten Riesen der Berner Alpen entgegen. Eine ebenso gewaltige als edelgeformte Burg ist's. Sie hat vor sich einen Graben, wie sich's gehört, aber nicht einen schmalen Tümpel mit grün überzogenem, faulem Wasser, sondern einen lieblichen lachenden See mit kristallenem Spiegel.

So ist es mit der Fernsicht am Waldrand herrlich bestellt, bescheiden aber sind die Dinge, die das Auge in der nächsten Umgebung schaut: magere Ackerlein und dürftige Mättelein, unsäglich steinige, steile Wege, ärmliche Hütten mit niedern Stübchen und engen Geißenställchen. Nicht für die beschauliche Betrachtung des Elends in der Nähe, sondern damit die Pracht der Ferne gebührend bewundert werden könne, hat der Badwirt dort, wo die harzigen Tannen noch den letzten Schirm spenden, eine Ruhebank errichtet.

Auf dieser saßen an einem gut warmen Nachmittag des Vorsommers einige Kurgäste. „Großmama," riefen zwei Knaben mit feiner, hochdeutscher Aussprache, „wie heißen die Berge dort, die spitzen, schaurigen?" Die ältere Dame,

der die Frage galt, schwieg sich über die ihr ungeläufigen Benennungen weise aus und sprach bloß würdevoll: „Der Herr Doktor wird so freundlich sein, nicht wahr, Herr Rüegsegger — der Name rang sich mühsam aus der norddeutschen Kehle — Sie wissen's ja als Sohn dieses schönen Landes ganz genau."

Und der Kandidat aus Bern, der über die Ferien zum Hüter der beiden Rangen bestellt war, hob an, gründlich zu erklären; von rechts nach links fuhr er und wußte jedes Spitzchen oder Grätchen zu taufen.

Lange noch lief die Belehrung weiter, obwohl der Wissensdurst der Jugend bald gestillt war. Diese verlangten jetzt nach greifbaren Genüssen und baten die Großmutter, ihre Tasche auszupacken. Es gehörte die Dame einem Volksstamm an, der kräftige Nahrung im allgemeinen, insonderheit aber üppige Vesperschmäuse liebt, Zwischenmahlzeiten, bei denen belegte Brötchen eine wichtige Rolle spielen.

Auch im vornehmen Bade wurde von dieser heimischen Übung nicht ganz abgegangen, und so waren es denn recht appetitliche und solide Sachen, die aus der Tiefe des Täschchens heraufbefördert wurden. Die Knaben schmalzten mit vollen Wangen und waren doch nicht imstande, den Überfluß zu bewältigen.

Im Eifer ihrer Arbeit merkten sie nicht, daß sie scharf beobachtet wurden.

Aus dem Walde hatte sich ein barfüßiges Knäblein herangeschlichen; am Morgen war es ausgezogen, um Heidelbeeren zu suchen; in einem Stückchen harten Brotes hatte das Mittagessen bestanden. Und nun sah das hungrige Bürschlein plötzlich leckere Speisen vor sich, unbekannte, märchenhafte, lockende Herrlichkeiten.

Es stellte den Topf mit den Beeren behutsam an den Strunk einer Tanne; es legte sich ins Gras und spähte, wie das Füchslein in der Fabel mit den Trauben liebäugelte. Noch immer sah niemand in der Gesellschaft den plötzlich aufgetauchten Gast, der so gerne mitgehalten hätte. Aber stärker als die Lust war die Furcht. Der Badwirt, der ein gewaltiger Machthaber in der Gegend war, hielt strenge darauf, daß niemand die Fremden anbettle oder irgendwie durch Zudringlichkeit belästige. Schuldige wurden dem Lehrer verzeigt und nach altväterischen Kunstregeln verprügelt.

Die Herrenbüblein waren satt. Wie ihnen auch Großmama schmeichelnd zuredete, sie wollten nichts mehr, und doch lachten noch etliche der fetten Schnitten. Das war zu stark. Auf seinem Kartoffelbäuchlein rutschte der Barfüßige immer wieder einen Zoll näher, leuchtenden Auges, pochenden Herzens, bis er endlich gesehen wurde und bis der Herr fragte: „Woher kommst du jetzt? Ich glaube, du seiest vom Himmel gefallen wie eine Sternschnuppe... Wie heißest du?" „Köbeli," tönte es ängstlich aus dem hungrigen Mäulchen. Und wie jetzt endlich eine Verbindung mit dem fremden Glücklichen und Satten hergestellt war, wurde das stürmische Verlangen zu einem starken Hoffen: „Vielleicht, vielleicht gab es etwas von dem Überfluß ohne Bettel, ohne scheltenden Parkwärter, ohne nachherige Prügel." Wer wägt und mißt ein solches Sehnen und Hungern, das fast Brustkasten und Schläfen zu zerspringen droht?

Endlich flüsterte ein Engel der Dame das Nötige ins Ohr. Sie klemmte eine besonders dicke Schnitte zwischen zwei ihrer Fingerspitzen: „Magst du auch eine Bemme?" Das war ein rein deutscher Ausdruck und doch für Köbeli ein abscheuliches Fremdwort. Aber — mochte das Ding heißen, wie es wollte, das war jetzt gleichgültig, die Erfüllung des Wunsches stand nahe; goldene Torflügel taten sich auf. Es jauchzte, es jubelte in Köbelis Innerm. Und er sprach — befangen, etwas patzig, nur ein einziges Wort: „Mira!"

„Was sagte er da?" So wandte sich die Dame neugierig an Herrn Rüegsegger. Dieser würgte hastig den Rest des Imbisses hinab und übersetzte: „‚Mira' ist ein eigentümliches berndeutsches Wort, es heißt ungefähr so viel wie ‚meinetwegen', tönt gleichgültig, wird aber oft auch in Fällen gebraucht, wo die Bejahung eine durchaus entschiedene oder gar freudige ist; der Ausdruck malt trefflich den Gleichmut, mit dem sich meine Landsleute in verschiedene Lagen, glückliche oder leidvolle, zu schicken vermögen."

Also erläuterte Herr Rüegsegger. Es wandten sich die Herrschaften wieder dem Waldpfade zu, und nachdem das letzte Brosämlein getilgt

war, trottete Köbeli nach der väterlichen Hütte.

Es rauschte in den Tannenwipfeln ernst und klagend wie Grabgeläute, als der Winter aus rauhen Bergweiden und zerklüfteten Felsen hervorbrach. Stolz und festlich aber tönte das Rauschen im Walde, sobald es den Frühling anmelden durfte, der im Föhnsturm einherschritt.

Also ging eine Reihe von Jahren dahin, und aus dem Köbeli wurde trotz Entbehrungen, dank der herrlichen Bergluft ein recht grobknochiger, untersetzter, kräftiger Köbel. Er zog bei der Arbeit willig und zahm wie ein Stierlein im Joch. Gab's einmal Gelegenheit zu nächtlichen Streichen und Raufereien, dann konnte er allerdings auch etwa tun wie ein Büffelchen, das seinen Meister noch nicht gefunden hat.

Mit den ehrwürdigen Gesetzen der Zeit und einer pünktlichen Ordnung wurde Köbel eigentlich zum erstenmal in seinem Leben näher vertraut, als er „lernen" ging, d. h. als er die Rekrutenschule machte. Rasch hatte er sich dem ungewohnten Drill angepaßt. Er war ein trefflicher Soldat, unverdrossen, gleichmütig, nicht wehleidig, durchaus nicht empfindlich, weder gegen Nässe und Kälte noch gegen ein ungenau gewogenes Wort. Mit vergnügtem, weisem Lächeln machte er seine Beobachtungen, unterschied die Vorgesetzten in „Gäbige" und „e chli Übertriebene", aber er begeisterte sich nicht maßlos und ließ die Galle nie überlaufen, er nahm den einen oder den andern an wie einen Sonnentag oder einen Regentag.

Darum kam der Köbel wohlbehalten aus dem Militärdienst heim, und er hatte für das bürgerliche Leben manches Nützliche gelernt, vor allem das Sacktragen; denn der zu drei Vierteln allmächtige Badwirt dang den strammen Burschen. So willig wie dieser schleppte keiner bei sengender Hitze vollgestopfte Reisekörbe und Handkoffer aus dem Tal. Sein Reff, auf dem er trug, wuchs ganz mit ihm zusammen. Wenn er einmal, etwa auf dem Kirchgang, den Rücken frei und ledig hatte, so fehlte ihm etwas; ihm schien, er habe nur den halben Buckel.

Lange Zeit hindurch machte er seine Botengänge einsam. Da traf es sich einige Male, daß er ungefähr auf halbem Wege, bei der dürftig und altmodisch eingerichteten Sägemühle, mit einem hellblonden, hochrotwangigen Mädchen zusammentraf, das mit einem Tragkorb rüstig einherschritt. Auf stumme Verabredung hin gingen die beiden fortan zusammen, so oft sie sich begegneten. Hatten sie doch das gleiche Ziel, natürlich das Bad, in das die Tochter fast täglich Butter und Eier brachte. Gesprochen wurde wenig. Köbel hatte gar nicht das Zeug zu einem geistreichen Plauderer, und dem Mädchen beengten die Ankenballen ein wenig den Atem. Doch merkte es bald, daß es anfangen müsse, wenn's nicht stets nur zugehen sollte wie bei den Fischen im Teich. „Du wirst am Rain unten wohnen," forschte es mit weiblicher Neugier; ein nächstes Mal folgte die stolze Mitteilung der Butterträgerin: „Ich bin auf Hohnegg daheim." Köbel machte ein ganz verblüfftes und erschrockenes Gesicht. Dort wohnte ja ein unsäglich reicher Bauer, von dem es hieß, daß er alle Monate einmal bei dem Metzger im Tale, dem dicken Sämel, „grünes" Fleisch holen lasse. Es wohlete dem armen Burschen bedeutend, als er vernahm, daß das Mädchen nicht in dem breitspurigen Bauernhaus dort drüben an der sonnigen Halde wohne, sondern in einer bescheidenen Hütte. Für den reichen Hofbesitzer mußte Mareili die Butter in die Küche des Bades tragen.

Mitte September war's mit den Botengängen aus, weil sich um diese Zeit die Pforten des Kurhauses schlossen. Während des ganzen Winters sah Köbel seine Weggefährtin kein einziges Mal. Strenger noch als im Sommer war jetzt die Arbeit der rüstigen Mannschaft im Dörfchen. Tag für Tag zogen die wetterharten Gesellen in den Berg hinauf, in den Staatswald und in den Viergemeindenwald, um Stämme zu fällen. Tobte der Sturm und peitschte er nadelspitze Eiskristalle gegen die Augen und um die Ohren, so duckte Köbel die Nase in den hoch aufgestülpten Kragen. Führte der Marsch aus dem grauen, feuchten Nebel unter klarblauen Himmel und in den lachenden, warmen Sonnenschein, dann zog Köbel das Wams aus und arbeitete hemdärmelig. Er paßte sich immer den Verhältnissen an, nie mit Klagen und nie mit Jubeln, sondern allezeit gleichmütig.

Im Januar war's grimmig kalt. Auf dem hart gefrorenen Schnee lag eine Kette. Als Kö-

bel die Ringe mit bloßer Hand faßte, da setzte sich das starre Eisen an der Haut so unverschämt fest wie ein Blutsauger. Mit rauhem Ruck riß der zähe Bursche los; es ging, aber an dem Metall blieben etliche Fetzen hangen. Tapfer verbiß er den Schmerz und wußte selbst Trost: „Besser ist's als ein Schranz in der Kutte, das wächst von selbst wieder nach."

Und wirklich war die Hand längst wieder heil, als der Frühling kam und als der Badewirt seine getreuen Vasallen wieder zusammentrommelte.

Auf einem der ersten Botengänge trafen sich an dem Brünnlein unter der Sägemühle der Reffträger und das Ankenmeitschi. Belebter und zutraulicher wurden jetzt die Gespräche; sie drehten sich stets um äußere und praktische Dinge, nie um gegenseitige Gefühle oder Pläne der Zukunft.

Und doch war Köbel verliebt bis über die Ohren, erfüllt von dem Trachten, mit Mareili den ganzen Weg durchs Leben gemeinsam zu machen. Aber jetzt ging es dem Armen noch einmal gleich wie damals angesichts des einladenden Imbisses. Er fand für den Wunsch nicht die Worte. Wenn er reden wollte, so würgte es ihn an der Kehle, auch wandelte ihn plötzliches Bangen an, das übermütige Mädchen könnte ihn auslachen.

Ende Weinmonat, gewöhnlich am Tage des ersten Schneefalls, feierte das Dorf unten im Tal Jahrmarkt. Am Rain und in der Gegend der Hohnegg herrschte der Brauch, daß zu dieser Gelegenheit alles ging, was marschieren, humpeln oder kriechen konnte. So fanden sich auch Köbeli und Mareili bei dem Stande, wo das Glücksrädlein schnurrte. Wortlos überreichte hier der Busche seinem Schatz ein Lebkuchenherz mit zündroten Zuckergußrosen und einem feuerheißen Verslein. Nachher gab er mit Feierlichkeit die Erklärung ab, einen Dreier Rotwein bezahlen zu wollen, und weil im Wirtshaus eine Baßgeige Walzerweisen brummte, wagte das Liebespärchen ein Tänzchen.

In der frühen Dämmerung stiegen die beiden den Rain hinan, der Sägemühle entgegen, wo der Weg gegen die Hohnegg rechts seitwärts bog. Ungeduldig harrte Mareili auf eine längst erwartete Frage, aber Köbel war heute besondes unbeholfen, weil er das Reff nicht am Rücken hatte. Man mußte ein wenig nachhelfen. Die Tochter erzählte, wie es bei ihr zu Hause stehe: der Vater alt und nicht mehr imstande, zu „werchen", Verdienst genug im Bade, hinlänglich Futter für drei Geißen, dazwischen Taglohnarbeit im Bauernhause, Aussicht, drei- bis viermal im Jahre das Glücklos des grünen Fleisches zu ziehen...

Bei allen diesen Schilderungen lächelte Mareili so lustig und verführerisch, daß dem Burschen fast die Tränen kamen, weil er ein Zauberreich von Herrlichkeit vor sich sah, aber das lösende Wort, das allein den Eingang auftat, einfach nicht finden konnte.

Jetzt hörte man schon das bedächtige Klappern und das Knirschen in der Sägemühle. Trübselig und entsagungsvoll wandte Köbel den Blick nach links, während doch das Paradies der Hohnegg rechts zu suchen war. Und er streckte die Hand: „Gute Nacht!" Da gewann Mareili die Einsicht, daß es noch einen weitern Ruck nachhelfen müsse. „Wenn dem Stock das Richtige nicht einfällt," so dachte es, „muß ich anfangen." Darum stand es am Brünnlein nachdenklich still, seufzte tief und sagte: „Wie wäre es, wenn du mich fragen würdest, ob ich dich nehmen wollte. Ich würde nicht ‚nein' sagen. Du kämest dann zu uns auf die Hohnegg, wir hätten dich nötig. Was meinst du dazu?"

In diesem Augenblick hörte Köbel Engel musizieren, und zum zweitenmal in seinem Leben sprang sein Herz vor Freude; so übervoll von Gefühlen war es, daß an dem Ausgang, um die Zunge herum, erst recht ein Gedränge entstand und alles sich staute.

Darum mußte Marieli noch einmal fragen, ordentlich ungeduldig, ziemlich bestimmt und scharf: „Was meinst du dazu?"

Da fand Köbel endlich ein Wort, nur ein einziges, das bedächtig und doch bündig klang: „Mira!"

*

In der alten Hütte auf der Hohnegg führte das Ehepaar mit zufriedenem Sinne einen höchst bescheidenen Haushalt. Mareili war die gesetz-

gebende, Köbel die vollziehende Behörde. Der Arbeit gingen beide nicht aus dem Wege. Das Fraueli hegte Gemüse im Garten, sammelte Beeren, raffte Futter zusammen für die Geißen, brachte die Hühner durch allerlei Künste zum Eierlegen, pilgerte während der Fremdenzeit, wenn's irgend möglich war, jeden andern Tag ins Bad hinauf. Das Mannli trug Reisekörbe im Sommer, fällte und schlittete Holz im Winter. Ein ganzes Trüpplein Kinder wuchs heran. Ruhig nahm's der Vater, wenn's während der warmen Jahreszeit einmal an Schühlein fehlte, ohne Seufzen oder Schimpfen kaufte er am Jahrmarkt im Spätherbst sechs, sieben, acht Paar „Holzbödeli", jedes Jahr eines mehr, bis das Dutzend voll war. Mit Gleichmut ließ er die Kleinen auf dem Reff reiten, und mit kaum veränderter Miene langte er den Faulen und Ungehorsamen einige Kläpse. Die Tabakspfeife aus der Mundecke zu nehmen, dazu konnten ihn tagsüber nur zwei Anlässe bewegen: ein Kirchgang oder — die Gegenwart des Badwirtes, der übellaunig wurde, wenn er schlechten Knaster riechen mußte.

*

Einmal, Winterszeit, mußte Köbel das Rauchen sechs Wochen lang bleiben lassen. Auf eisigem Holzweg entwand sich der Schlitten den sehnigen Armen des Lenkers. Ungestüm prallten die Kufen gegen das Bord. Das gab ein Jammern in der Hütte auf der Hohnegg, als der Vater mit gebrochenen Beinen heimgebracht wurde. Der Verunglückte selbst kämpfte auf dem Krankenlager schwer genug mit den Sorgen, aber er tat's stille; auch zum Klagen fand er die Worte nicht. Er bewahrte männliche Fassung. Der Bäuerin aus dem großen Hause, die in einem fort jammerte: „Ach, beide Beine, beide zusammen, was ist das!", entgegnete er mit einem Anflug von trockenem Humor: „Besser miteinander als nacheinander, es geht jetzt in einer Kur."

Nach der Genesung fühlte Köbel vor jedem Wetterwechsel Schmerzen. „Ich habe jetzt auch ein Barometer," erzählte er einmal dem Pfarrer, „aber nicht an der Wand hängt's, wie das Eurige, sondern es steckt in den Beinen."

Mit dem Lasttragen ging es nicht mehr so gut wie früher, doch hatte der Badwirt dem treuen Diener andere Beschäftigung: Wege vom Unkraut reinigen, Bänklein zimmern und flicken. Es war mit dem Verdienst eher besser bestellt als früher.

Die Kinder wuchsen auf und wurden tüchtige Hilfskräfte. Ein Stücklein Land konnte zugekauft werden, eine Kuh angeschafft. Dieses Ereignis geschah an einem Maimarkt zu Thun und brachte der Hütte auf der Hohnegg einen ganz ungetrübten Freudentag.

Frau Mareili gestattete sich von da an der Nachbarin im Bauernhause gegenüber ein ganz kleines Stölzlein. Geißen oder Kühe, das war ein grundsätzlicher Unterschied; eine Kuh oder acht, das war bloß eine Verschiedenheit der Zahl, sonst kam's aufs gleiche heraus. Darum nahm jetzt Mareili gerne eine würdige Miene an und erkühnte sich einmal, an einem Jahrmarkt unten im Dorfe vor der Bäuerin zu sagen: „Wir Hohneggleute..." Damals lächelte Köbel auf den Stockzähnen, doch hatte er nichts wider den Vorschlag seiner Frau, außer dem Dreier Rotwein Fleisch zu bestellen, sauern Mocken, den der dicke Sämel geliefert hatte.

Bedächtig steckte das Bergmannli den ersten Bissen an die Gabel, umsichtig spießte er die letzten Fasern zusammen. Gleichmütig bezahlte er, was gefordert wurde, und als er wieder den Rain hinanhinkte, zog er die Schultern genau so, wie wenn er das Reff mit den Reisekörben zu tragen hätte.

Die Tage des Alters kamen; ein neuer Badwirt kehrte mit neuen Besen. Die Kinder im Hohneggbäuschen waren alle flügge geworden. Mit dem Verdienst haperte es. Manchmal wollte Mareili seufzen: „Man darf sich doch wenig oder gar nicht auf die Kinder verlassen." Dann entschuldigte Köbel: „Sie haben für sich zu tun." Gleichmütig verkaufte er die Kuh. Die Familie war ganz zusammengeschmolzen, Geißen taten's jetzt auch. Mit müden Fingern flocht der Alte Steinkrätten, um einige Batzen zu verdienen. So ging's mit dem Unterhalt kümmerlich, aber ohne Almosen.

An einem rauhen Märztag wollte Köbel Stecklein schneiden, um Henkel zu biegen. Schlotternd kam er nach Hause, und während er auf dem Ofen kauerte, ergriff ihn der Schüttelfrost.

Am Rain und auf Hohnegg galt die Vorschrift, daß Lungenentzündung unter Umständen zu den seltenen Fällen gehöre, in denen man den Arzt rufen müsse. Das sollte geschehen, wenn es nach dem neunten Tag nach Gebrauch von Lindenblust, Holunder und Bockbart, sowie nach einem Aderlaß durch die Hebamme noch keinen Weg gegangen sei.

Am zehnten Tage wurde feierlich festgestellt, daß dieser Ausnahmefall bei Köbel vorhanden sei. Und der Doktor aus dem Dorfe stapfte bis zur Sägemühle durch Schmutz und Wasserlachen, von dort an durch Schnee bis auf Hohnegg. Lange untersuchte er den Kranken; dann schüttelte er das Haupt. Trübselig fragte Mareili draußen in der ärmlichen Rauchküche: „Es wird auf beide Wege gehen können."

„Nein," erklärte der Arzt bestimmt, „hier geht's sicher nur einen Weg, macht Euch gefaßt ... Höchstens noch um ein paar Stunden kann es sich handeln."

Da schluchzte die Greisin im engen Stübchen, daß der Tisch, auf dem sie das Haupt senkte, zitterte und krachte. Totenstille herrschte schon jetzt in dem Raum. Endlich wieder ein Laut! Mit matter, hohler Stimme hauchte Köbel: „Was hat der Doktor gesagt?" Und Mareili schrie dem Schwerhörigen ins Ohr: „Noch ein paar Stunden kann es gehen .. es muß sein, es gibt scheint's nichts mehr anderes für uns." Da blickte der Kranke seine Weggefährtin noch einmal recht treu und liebevoll an. Nachher faltete er die mageren Hände. Die Hauptsache machte er still aus. Er hatte den Bescheid erfaßt: „Es muß sein!" — — — „Mira," sprach er ruhig, und bald darauf schlief er ein, so kindlich sanft wie einst als barfüßiger Knabe, nachdem ihm durch ein Stückchen sonniger Freundlichkeit ein starker Wunsch erfüllt worden war.

Ernst Marti

MITTEN IM SOMMER

GEORGES GISI

Mitten im Sommer muß ich
Mich nach dem Sommer sehnen:
Ich möchte den Hohen, Holden
Ins immer Währende dehnen;
Doch ich erleide trauernd,
Wie rasch er vorüberglüht.

Ob sich mein Herz auch innig
Ihn ganz zu erfassen bemüht:
Von seinen unendlichen Zaubern
Fühl ich mir tausend entgehn.
Werd ich den nächsten Sommer
Geübter und voller sehn?